

Dolf Sternberger-Preis 2000

Reden bei der Überreichung des Preises
an Joachim Gauck
am 15. Juli 2000 in Erfurt

Dolf Sternberger-Preis 2000

Reden bei der Überreichung des Preises
an Joachim Gauck
am 15. Juli 2000 in Erfurt

Herausgegeben von der
Dolf Sternberger-Gesellschaft e.V.
Albert-Ueberle-Straße 9, 69120 Heidelberg

Mit freundlicher Unterstützung der



Gesamtherstellung Foto-Repro-Druck der
Universität Kaiserslautern

Fotos Antje Kaunzner, Erfurt

Das Erscheinen dieser Broschüre ermöglichte die
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,
Hellerhoferstraße 2-4, 60327 Frankfurt am Main

Begrüßung
Klaus Landfried

Eröffnung
Klaus Landfried

Laudatio
Hans Joachim Meyer

Preisvergabe
Bernhard Vogel

Urkunde

Dankansprache
Joachim Gauck

Autoren

Eröffnung und Begrüßung durch Professor Dr. Klaus Landfried

Sehr verehrter Herr Dr. Gauck, Herr Ministerpräsident Dr. Vogel, Herr Staatsminister Professor Meyer, meine Damen und Herren Abgeordnete des Deutschen Bundestages und des Thüringer Landtages, meine Damen und Herren Minister, Staatssekretäre und Rektoren, verehrte Festgäste,

Dolf Sternberger erhält das erste Wort:

„Für uns, die wir es so nötig haben, ist die Anstandslehre, die Lehre und Übung des Betragens von Mensch zu Mensch der Anfangsgrund der Politik“. Vor inzwischen 54 Jahren hat Dolf Sternberger diese Worte in seinem Vortrag „Herrschaft der Freiheit“ formuliert. Blicken wir heute zurück auf Leben und Werk dieses bedeutenden Publizisten und Wissenschaftlers, so dürfen wir die Freundschaft im Sinne des Aristoteles, die uneigennütige Freundschaft zu den Menschen und zum Staat, jener Anstandslehre hinzurechnen. Sternberger, der den Begriff des „Verfassungspatriotismus“ geprägt hat, war die Verfassung, die „lebende“ zumal als Bedingung der Freiheit, wichtiger als die staatliche Einheit der Nation, ob schon er gelegentlich auch seiner Trauer über die frühere gewaltsame Teilung „Des Deutschen Vaterland“ Ausdruck verlieh – so der Titel eines seiner Kommentare – der Teilung, deren Überwindung 1990 er nicht mehr erlebt hat.

Unseres heutigen Preisträgers Taten und Reden sind von ähnlichen Überzeugungen geprägt. Aber darüber zu reden ist nicht meine Aufgabe.



Über das Verhältnis von „Sprache und Politik“ hat Sternberger zeit seines Lebens nachgedacht, geschrieben und gesprochen. Der vorletzte Band trägt diesen Titel. In seiner Laudatio auf unseren ersten Preisträger, Willy Brandt, hat Joachim Fest daran erinnert, dass auch „Reden Taten sind“, auch dies ein Titel von Sternbergers Essays.

Diesem Geiste verpflichtet haben Schüler und Freunde Dolf Sternbergers nach seinem Tode eine Gesellschaft gegründet, um sein geistiges Erbe lebendig zu halten. Und diesem „lebendigen Geist“ verpflichtet – so lautet ja der einst von Friedrich Gündolf – den Sternbergers Frau Ilse so sehr gemocht hat – formulierte Wahlspruch über dem Kollegengebäude der Heidelberger Universität - in diesem Geiste also wurde der Preis gestiftet, der heute Ihnen, sehr verehrter Herr Dr. Gauck, überreicht wird.

Namens der Dolf Sternberger Gesellschaft danke ich dem Thüringer Ministerpräsidenten, der zugleich 2. Vorsitzender unserer Gesellschaft und Vorsitzender der Preis-Jury ist, dafür, dass wir heute in der Thüringer Staatskanzlei zu Gast sein dürfen.

Ich begrüße und danke zugleich Herrn Staatsminister Professor Hans-Joachim Meyer, im Alltag engagierter Freund und Organisator von Wissenschaft und Kunst in Sachsen, der freundlicherweise die Aufgabe des Laudators übernommen hat. Ich danke der Jury, bestehend aus Herrn Dr. Vogel als Vorsitzenden, Herrn Professor Joachim Fest, Herrn Professor Hans Martin Gauger, Frau Dr. Hanna Renate Laurien und Herrn Professor Arnd Morkel für ihre Arbeit bei der Auswahl des Preisträgers und freue mich, alle Jurymitglieder heute hier begrüßen zu können. Ich danke den ideellen und den materiellen Förderern und den

Mitgliedern der Dolf Sternberger-Gesellschaft für ihre Unterstützung und ihr Kommen. Um 15.00 Uhr werden wir hier im Hause unsere Mitgliederversammlung abhalten.

Gerne begrüße ich den Bundestagsabgeordneten und Parlamentarischen Geschäftsführer der CDU/CSU-Fraktion, Herrn Manfred Grund, die Vorsitzenden der CDU- und der SPD-Fraktion im Thüringer Landtag, Herrn Dieter Althaus und Herrn Heiko Gerlach sowie weitere Abgeordnete des Thüringer Landtags. Ich begrüße den Thüringer Justizminister, Herrn Dr. Andreas Birkmann, Herrn Innenminister Christian Köckert, die Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Frau Professor Dr. Dagmar Schipanski und Herrn Staatssekretär Hermann Ströbel vom Kultusministerium. Ich freue mich auch über das Kommen einer ganzen Reihe von Rektoren und Prorektoren der Thüringer Hochschulen, die ich hiermit in cumulo herzlich begrüße.

Schön ist es, dass wieder manche Freunde, Schülerinnen und Schüler Dolf Sternbergers, die in Wissenschaft, Journalismus, Politik und Wirtschaft tätig sind, den Weg nach Erfurt gefunden haben, in den eigentlich alten, aber politisch eben doch jungen Freistaat der Bundesrepublik, an dessen Befreiung viele, die heute hier sind, mit gearbeitet haben.

Ich danke auch – und begrüße sie zugleich – den Vertretern der Medien, die heute zahlreich vertreten sind, um das Ereignis zu begleiten. Denn aus der schreibenden Zunft wäre ich für Belegexemplare, die wir in unserer Dokumentation verwenden wollen, ebenso dankbar wie denen aus der filmenden Zunft für eine Kasette.

Ich danke allen, die Sie heute gekommen sind. Diejenigen von Ihnen, verehrte Festgäste – und jetzt kommt etwas ganz und gar Unvermeidliches – die vielleicht noch nicht Mitglieder oder Förderer unserer gemeinnützigen Gesellschaft sind, ermuntere ich, es zu werden.

Wir haben (lieferbare) Schriften von Sternberger, Informationen über die Gesellschaft und Beitrittsformulare auf einem Tisch ausgelegt. Und während des Empfangs, den der Herr Ministerpräsident netterweise nachher geben wird, gibt es sicher eine Gelegenheit, dort eine Unterschrift zu leisten. Herzlichen Dank auch den Damen und Herren aus Erfurt, Heidelberg und Kaiserslautern, die im Hintergrund zum Gelingen dieser Feier beigetragen haben.

Ganz besonders herzlich begrüße ich schließlich den Preisträger selbst, Herrn Dr. Joachim Gauck. Ich hoffe, Sie haben nicht befürchtet, ich könnte Sie vergessen haben.

Vor etwas über 2 Wochen war ich – einmal wieder – in der Hansestadt Rostock, weil in der dortigen Universität die Deutsche Forschungsgemeinschaft ihre Jahresversammlung abhielt. In den Pausen las ich u. a. diese Sätze: „Das Nichtstun ist politisches Geschehen in hohem Ausmaße. Es hat den fatalen Nachteil, dass es die ehemals Etablierten begünstigt und die ehemals Unterdrückten erneut zu Benachteiligten macht. Schlusstrich ist harte Politik, meine Damen und Herren.... Der Streit um Positionen, um politische Inhalte, auch um Werte, ist ein Signum der Demokratie. Die Sehnsucht nach einem einvernehmlichen Wohlfühlen in der „sozialistischen Menschengemeinschaft“ oder davor „Volksgemeinschaft“ ist ein romantischer Trug-

schluss derer, die eigentlich mehr Können, als Trugschlüsse vorzunehmen,“ Dolf Sternberger hätte sich gefreut, sehr verehrter Herr Gauck, über die Klarheit Ihrer Worte, über Ihren Mut und über Ihren Anstand. Aber bevor ich unversehens in eine Laudatio gerate, die meines Amtes hier wirklich nicht ist, sage ich lieber:

Herr Kollege Meyer, Sie haben das Wort.

Prof. Dr. Hans Joachim Meyer
Sächsischer Staatsminister für Wissenschaft und Kunst

Laudatio zur Verleihung des Dolf Sternberger-Preises 2000
An Dr. Joachim Gauck (Erfurt, 15. Juli 2000)

Die Kunst der Rede erfreut sich keiner großen Achtung in Deutschland – weder in der Wissenschaft, noch in der Politik. Wer nur die Sache selbst darstelle, so eine weit verbreitete Auffassung, der täte des Guten genug. Denn darin läge die Garantie der Wahrheit. Wer sich dagegen bemühe, den Zuhörer für seine Überzeugung zu gewinnen, brächte sich selbst in den Geruch des Verführers. Es ist dies eine Haltung, die das Argument nur als Glied einer zwingenden Schlussfolgerung kennt und die Entscheidung nicht versteht als Ergebnis des Suchens und Abwägens, sondern nur als Konsequenz regelgebundenen Handels. Allerdings beweist, wer Regeln einhält und Schlussfolgerungen zieht, nur Kompetenz in der Beherrschung von Tradiertem und Übernommenen, nicht aber eigene Urteilskraft und den Mut zur eigenen Entscheidung. Und diese Haltung setzt eine Beziehung von oben nach unten voraus - so die Beziehung zwischen Lehrer und Schüler oder die Beziehung zwischen Obrigkeit und Untertan. Freilich steht eine solche Sicht auch für den ethischen Anspruch, der wahren Erkenntnis und dem richtigen Handeln verpflichtet zu sein und der Neigung zum Schein und zur Lüge zu wehren. „Gehorsam ist der Anfang aller Weisheit,“ heißt es sogar bei Hegel, dem Philosophen der Dialektik. Und sicherlich ist wahr, dass der Wille zur Erkenntnis, der sich selbst absolut setzt und das Hören missachtet, in die Irre geht. Allerdings kommt bei der Verpflichtung auf das schon



Gedachte und Gesagte nicht in den Blick, dass für freie Menschen der Weg zur Wahrheit und zum richtigen Handeln von keiner menschlichen Autorität vorgegeben sein kann, sondern nur gemeinsam und mithin auch nur im Dialog zu finden ist. Ohne ein dialogisches Verständnis des Weges zur Wahrheit steht jedes Bemühen um Zustimmung schnell im Verdacht des Überredens und Verführens, wenn nicht sogar der unredlichen Täuschung. Die nüchterne Einsicht Marie v. Ebner-Eschenbachs – „Nicht jene, die streiten, sind zu fürchten, sondern jene, die ausweichen,“ – ist ein eher seltenes Gut.

Dass die Rhetorik in Deutschland nicht als argumentative Strategie gewürdigt, sondern als manipulatorische Trickerei diskriminiert wurde, ergab sich aus den Existenzbedingungen der wissenschaftlichen Rede und insbesondere der politischen Re-

de. In der Wissenschaft beförderte die Dominanz der Vorlesung und mithin des Monologs an deutschen Universitäten gegenüber dem für die englischsprachige Welt charakteristischen Dialog zwischen Lehrenden und Lernenden jene für den wissenschaftlichen Stil des Deutschen bis heute zu beobachtende Neigung, den Zuhörer nicht als zu interessierenden Adressaten zu behandeln, sondern als einen ob seines Interesses Zugelassenen, der sich durch eifriges Mühen um Verstehen des Ranges der Wissenschaft nun auch würdig zu erweisen hat. Nur im Kreis der Ebenbürtigen, denen die Freiheit der Wissenschaft verdienstermaßen zukommt, erhält die Disputation ihr Recht und mit ihr, hört man genauer hin, auch die Kunst der Disputation. Im Reich der Politik dagegen fehlte über lange Strecken der deutschen Geschichte die wichtigste Notwendigkeit für die Mühe, den Sachverhalt einsichtig darzulegen und die Zuhörer für die eigenen Auffassungen zu gewinnen – nämlich die Freiheit, die es möglich macht, unterschiedliche Überzeugungen zu vertreten, und die zugleich die Notwendigkeit begründet, seine Mitbürger von der Richtigkeit oder von den Vorzügen seiner Position zu überzeugen, wenn man denn etwas in der Gesellschaft bewirken will. Es ist die öffentlich anzustrebende, öffentlich zu treffende und öffentlich zu vertretende Entscheidung, die nach öffentlicher Rede verlangt. Daher sind ihre idealen Orte das Gericht und das Parlament. Beide stehen, wenn sich die Entscheidung mittelbar oder unmittelbar auf ein gesellschaftliches Mandat stützt, in einer notwendigen Beziehung zum Forum der großen Öffentlichkeit. Im fürstlichen Obrigkeitsstaat ergingen jedoch richterliche wie politische Entscheidungen im Namen des Monarchen. Und gab es Parlamente, wie in den süddeutschen Staaten, so waren sie Bittsteller gegenüber den Regierungen. Erst die erste deutsche Nationalversammlung von 1848, ein Parlament glanzvoller Namen und großer Redner, erhob den

Anspruch eigener Entscheidung auf der Grundlage der Volkssouveränität. Sie war wie Leopold v. Ranke gesagt hat, „dadurch einzig in ihrer Art, dass in ihrer Mitte alle Fragen über das Gesamtleben der Nation in freier Diskussion erörtert wurden.“ Aber der erste Versuch, die nationale Einheit in Freiheit zu begründen, scheiterte. Statt dessen wurde Deutschland von oben unter preußischer Führung geeint. Und sein Reichstag, wiewohl demokratisch gewählt und nicht ohne bedeutende Rednerpersönlichkeiten, war wiederum ohne reale Macht. Das änderte die Revolution von 1918, aber die Umstände waren nicht günstig für die von der Weimarer Nationalversammlung geschaffene Republik. So konnten die Feinde der Republik in schlimmster Weise alle jene Befürchtungen bestätigen, die der politischen Rhetorik in Deutschland schon immer entgegengehalten worden waren, dass sie nämlich, sobald sie die Grenzen der strengen Sachlogik überschreitet, nichts anderes sei als Demagogie. Die Freunde der Republik dagegen hatten gehofft, die Freiheit würde schon allein durch die von ihr gebotenen Chancen für sich selbst sprechen. Zu wenige hatten verstanden, dass die Freiheit mehr sein muss als ein Raum für jeden, der sie nutzen will, sondern dass die Freiheit eine Ordnung ist, die nur leben kann, wenn sich genügend Menschen leidenschaftlich für ihre Grundsätze einsetzen – in der Tat, aber eben auch im Wort.

Der Historiker Peter Wende hat in seinem Kommentar zur Sammlung politischer Reden in Deutschland die geistigen Wurzeln der bis heute nicht überwundenen Geringschätzung der politischen Rhetorik nachgezeichnet. Seine ersten Sätze geben bereits den Grundakkord dieser für das Verständnis deutscher Vergangenheit und Gegenwart nicht unwesentlichen Einstellung an:

„Die Reputation politischer Rhetorik, insbesondere politischer Rede, ist in Deutschland seit jeher notleidend gewesen. Bereits das Genus erweckte Misstrauen. Die Kunst der Rede verstand man in erster Linie als die Kunst des Überredens, d.h. der Manipulation, ja der Lüge. „Rednerkunst ist als Kunst, sich der Schwächen der Menschen zu bedienen (...) gar keiner Achtung würdig,“ tadelte Kant, und ähnlich kompromisslos tat Goethe sie als die Hohe Schule des Verstellens ab. Politische Rhetorik galt ihnen und denen, die ihre Ansicht teilten, nicht als Medium rationalen Disputs, als Wettstreit der Argumente, sondern als gefährliches Instrument des machthungrigen Demagogen.“

Und Peter Wende fügt wenig später hinzu:

„Die Ursache hierfür liegt, so scheint es, auf der Hand. Denn „die Beredsamkeit wohnte nur da, wo Republik war, wo Freiheit herrschte, wo öffentliche Beratschlagung die Triebfeder aller Geschäfte war,“ hatte schon Herder festgestellt, und da nun einmal Deutschland das Land einer „hölzernen Knechtschaft“ sei, das öffentliche Leben der Deutschen in der Schreibstube und auf Paradeplätzen stattfinde, dürfe man nicht hier nicht suchen, was schlechterdings nicht vorhanden sein könne – eine eigene große Tradition politischer Rhetorik.“

So hat denn auch Walter Jens einen Vortrag „Von deutscher Rede“ mit dem bitteren Urteil Christian Daniel Schubarts aus dem Jahre 1730 begonnen: „Deutschland kann, nach seiner Verfassung, keine Meisterstücke in der politischen Beredsamkeit haben.“ Allerdings muss solchen historischen Rückblicken entgegengehalten werden, dass Deutschland nun und seit langem eine erprobte freiheitliche Verfassung hat. Im Westen Deutschlands, seinem größeren Teil, gilt sie seit mehr als einem halben Jahr-

hundert. Und der Osten Deutschlands trat dieser Verfassungsordnung bei im Ergebnis einer friedlichen Revolution und einer demokratischen Wahl. Der Entschluss zur Einheit erwuchs aus der selbst errungenen Freiheit. Aber Mentalitäten und Traditionen wirken lange. Und so hat 1966, als die Bundesrepublik bereits bewiesen hatte, dass, um einen bekannten Buchtitel zu zitieren, Bonn nicht Weimar war, der Namensgeber des heute zu verleihenden Preises, Dolf Sternberger, für den Westen Deutschlands kritisch festgestellt:

„Denn wie der Staatsmann bei uns ein Ruhmwort, so ist der Rhetor und so ist die Rhetorik bei uns ein Schimpfwort.“

Ironisch kommentierte er das öffentliche Kopfschütteln über seine Absicht, den Staatsmann als Rhetor und Literaten zum Thema eines Vortrages zu machen, mit den Worten:

„Aber es ist das zum guten Teil – nicht ganz und gar, aber doch zum guten Teil – ein spezifisch deutsches Kopfschütteln, eine spezifisch deutsche Verwunderung und Verwunderlichkeit.“

Dies hat, wie wohl unschwer zu beweisen wäre, bis heute seine Richtigkeit. Und doch: So wie gelegentlich Menschen nur aus großer Entfernung eine Veränderung bemerken und ihren Wert recht zu würdigen wissen, so will ich als jemand, der das politische Leben in der Bundesrepublik vierzig Jahre lang fast ausschließlich nur über die elektronischen Medien verfolgen konnte, bekennen, wie oft ich tief beeindruckt war von den Reden und Debatten, die diese Entwicklung bestimmten und ihr rhetorischen Ausdruck verliehen. Und dies gilt mit Sicherheit nicht nur für mich. Bis heute ist mir in lebendiger Erinnerung, wie wir als Schüler in den fünfziger Jahren die leidenschaftlichen Aus-

einandersetzungen über den künftigen Weg der Bundesrepublik nach Europa und in die westliche Gemeinschaft verfolgten. Es war Gesprächsthema in der Klasse wie in späteren Jahren wohl nur noch die Fernsehkrimis von Durbridge. Und bis heute könnte ich Reden und Debatten nennen und beschreiben, die Wegscheiden und Wendepunkte der Bundesrepublik ins Wort setzten und durch die aus ihnen hervorgehende Entscheidung Wirklichkeit werden ließen. Es sind Erfahrungen, die ich nicht missen möchte. Ich bin gewiss kein unkritischer Zuhörer. Dennoch war die passive Teilnahme an der Entwicklung der politischen Rhetorik in der Bundesrepublik für mich, und wie ich glaube, für viele andere wertvoll und, im Rückblick auf was in den letzten zehn Jahren von uns zu tun und zu sagen war, unverzichtbar.

Zwar ist mit Recht die deutsche Sprache als eines der stärksten Bande der Gemeinsamkeit in den Jahren der Trennung gewertet worden. Um so deutlicher waren die Unterschiede in der Art des politischen Sprechens. In vielerlei Hinsicht waren die DDR und die Bundesrepublik in der Zeit von 1949 bis 1989 ein Kontrastprogramm. Dabei gab es wesentliche und unwesentliche Kontraste, und es gab auch Gebiete, auf denen die DDR für manche Beobachter besser oder doch jedenfalls nicht ganz so schlecht abzuschneiden schien. Über einen Punkt jedoch bestand zwischen Gegnern und Sympathisanten der DDR wohl kein Streit: Die sprachliche Selbstdarstellung der DDR durch ihre Führung war meist langweilig, nicht selten abstoßend und allzu oft lächerlich.

Wie weit man die politische Sprache der SED in die spezifisch deutsche Tradition der Unterbewertung politischer Rhetorik

stellen kann, weiß ich nicht. Die Antwort auf diese Frage bedürfte wohl der vergleichenden Analyse mit den politischen Äußerungen in den anderen europäischen Ländern des sogenannten real existierenden Sozialismus. Jedenfalls entsinne ich mich eines Fernsehinterviews mit dem letzten kommunistischen Ministerpräsidenten Polens, Rakowski, dessen Deutsch meinen Ohren ungleich gewandter klang als das seiner Ostberliner Gegenstücke. Ich weiß, dass man über Geschlagene nicht höhnen soll und dass jeder Sieg durch Großmut gewinnt. Aber ich kann und will nicht verschweigen, was für eine Mischung von unüberwindlichem Abscheu und peinlicher Verlegenheit mich überfiel, sobald ich den Reden und Äußerungen Walter Ulbrichts und Erich Honeckers nicht entgehen konnte. Selbst entschiedene Gegner der SED-Führung hätten sich eine noch stärker entlarvende Besetzung des ersten Redners der DDR nicht einfallen lassen können. Mit dem aufdringlich schreienden Tonfall des Agitators, den sie aus ihrer Kampfzeit beibehalten hatten, verbanden sie die pseudowissenschaftliche Anmaßung einer Ideologie, die von sich selbst behauptete, sie sei allmächtig, weil sie richtig sei, garniert mit den plumpen Witzchen und Mätzchen von Leuten, deren Erfolg von Polizei und Sicherheitsdienst garantiert wird. Dolf Sternberger hat in Bezug auf „die Verwalter der sozialistischen Wahrheit“ einmal gesagt, dass sie „es verwerfen, durch einzelne Akte Zeichen zu setzen“ und es statt dessen vorziehen, „Zeichen zu lesen“ und, wie einst die bestellten Zeichenleser, „die Eingeweide der Geschichte zu erforschen“. Wenn es denn nur das gewesen wäre, denn dieses Geschäft ist ja noch mit Würde und Bildung zu leisten. Und ich will auch durchaus nicht behaupten, es hätte unter den Repräsentanten der SED-Herrschaft niemanden gegeben, der nicht mit Anstand eine Rede halten konnte. Was aber meist den

rhetorischen Ausdruck der SED-Führung und damit weithin die politische Rede in der DDR prägte, war bis zur tödlichen Krise von 1989 die Machtsprache Stalins, die im Wesentlichen – übrigens ganz im Gegensatz zur beweglichen und nicht selten polemisch überdrehten Sprache Lenins – aus Behauptungen und Beschuldigungen in unbeweglichen und glanzlosen Bürokratenformulierungen bestand. Wie hilflos diese Sprechweise war gegenüber Herausforderungen, denen nicht mehr mit Gewalt beizukommen war, erwies sich, als die Macht der SED zusammenbrach. Der lächerliche Auftritt Erich Mielkes vor der Volkskammer ist da nur ein eklatantes Beispiel.

So brachte uns der revolutionäre Herbst auch die Freiheit der Sprache. Wenn irgendetwas die Reden und Äußerungen der neu in die Politik Tretenden – unbeschadet aller Unterschiede und Gegensätze – vereinte, dann war es der erkennbare Wille, jedenfalls anders zu sprechen und zu schreiben als die Vertreter der alten Macht. Wolfgang Thierse hat 1994 zu Beginn seines Beitrags zur Reihe Dresdner Reden „Zur Sache: Deutschland“ bekannt:

„Nach meiner Erfahrung gehört zu den schlimmsten Beschädigungen, die die DDR bei ihren Bürgern angerichtet hat, die Beschädigung der Fähigkeit, öffentlich zu sprechen, für das eigene selbstbewusst und selbstbestimmt einzutreten. Wie und wo sollte auch diese Fähigkeit erworben werden, gab es in der DDR doch keine Öffentlichkeit – jenes wichtigste Charakteristikum einer zivilen Gesellschaft. Im Gegenteil. Die normierte, die entpersönlichte Sprache herrschte wie sie das Neue Deutschland, das Zentralorgan, formulierte.“ Und Thierse erinnerte daran, dass „auf Parteitag der SED oder in DDR-Volkskam-

mersitzungen vor 1990 nicht frei geredet werden konnte, sondern eisern vom Blatt abgelesen werden musste. Fast nichts war ideologisch so verpönt, wie bürgerliche Spontaneität bzw. kleinbürgerlicher Subjektivismus. Die SED-oberen ... redeten ja immer mit dem Anspruch der objektiven Wahrheit, der wissenschaftlichen Weltanschauung.“

Als Erfahrungsquelle und Lernort der politischen Rede standen den Ostdeutschen nur die halböffentlichen Dialoge in den Gremien der beiden Kirchen sowie die oppositionellen Gespräche unter dem Dach der evangelischen Kirche zur Verfügung. Daneben konnte nur auf die Sprache des Alltags und des Berufes zurückgegriffen werden, was diesen Äußerungen die Frische der Unmittelbarkeit und den gern zum Ausdruck kommenden persönlichen Bezug gab. Letzterer erhielt dann von westlichen Kommentatoren bald das Etikett „Betroffenheit“. Und wer will bestreiten, dass die gelegentliche Unerfahrenheit mit den Usancen der Politik und ihren Äußerungsformen dazu auch einlud. Als deutlicher wurde, dass die Einheit nicht zum Nulltarif zu haben war und rauere Umgangsformen Einkehr hielten, mutierten die gewählten Repräsentanten der DDR zur „Laienspielschar“. Das waren wir in der Tat im doppelten Sinne: Denn wir wollten mit dem bisherigen politischen Betrieb in der DDR nichts zu tun haben. Und wir wollten sein, was das Wort laikos besagt: Menschen aus dem Volk. Die größte Herausforderung für die meisten in dieser Laienspielschar war denn auch nicht, dem zu genügen, was die Grundregel für eine politische Rede sein sollte, nämlich unseren Standpunkt mit guten Gründen und persönlicher Anteilnahme verständlich und überschaubar vorzutragen, obwohl auch dies eine Leistung ist, die Anstrengung erfordert und nie selbstverständlich ist. Aber in

den ersten Monaten des Aufbruchs sprach man noch fern von der Chance und Gefahr, das Gewollte auch selbst umsetzen zu können und damit zugleich die Verantwortung dafür zu übernehmen. Politische Verantwortung bedeutet ja nicht nur entscheiden zu können, sondern auch entscheiden zu müssen. Was wir jetzt zu lernen hatten, war, die Position der Kritik, die vom Angriff auf das Bestehende lebt und überdies ja fast immer mindestens ein Körnchen Wahrheit für sich hat, durch die Position der Verantwortung zu ersetzen, ohne zu vergessen, was wir gestern gedacht und gesagt hatten. Und für jede Entscheidung, die aus der Position der Verantwortung getroffen wird, gilt eben auch, dass sie mindestens ein Körnchen Wahrheit gegen sich hat – nicht selten ist es auch ein ganzer Sack – und dass sie dennoch richtig und begründbar sein kann. Und wir mussten lernen, unter den Bedingungen einer Kommunikationsgesellschaft zu agieren, in denen viele Auge und Ohr der Öffentlichkeit auf sich ziehen wollen und in der daher das Kurze und Grelle, insbesondere wenn es von Anderen abweicht, aber dennoch die Erwartung vieler insgeheim trifft, von unüberholbarem Vorteil ist.

Wie wir vieles gelernt haben, so haben wir auch das gelernt und lernen es weiter. Dennoch gibt es heute in der deutschen Öffentlichkeit immer noch einen unverwechselbaren ostdeutschen Ton. Ich sage bewusst einen ostdeutschen Ton, nicht eine ostdeutsche Stimme. Denn es gibt mehr als eine Stimme, und – wie selbstverständlich in einer freiheitlichen Gesellschaft – sind sich diese ostdeutschen Stimmen durchaus nicht einig. Dennoch gibt es eine Art von politischer Rede in Deutschland, die – im Konsens wie im Konflikt – ostdeutsche Erfahrung und ostdeutsche Lebenssicht zur Sprache bringt. Eine der wichtigsten

Stimmen, die der Geschichte der Bundesrepublik von 1949 bis 1989 anders geartete Lebenshaltungen und Einsichten von Menschen aus der DDR hinzufügt und so zugleich dafür sorgt, dass die Geschichte seit 1989 und 1990 wirklich eine gesamtdeutsche Geschichte wird, ist die von Joachim Gauck, zu dessen Ehrung wir uns heute hier versammelt haben. Und seine Stimme ist fraglos unter jenen, die seit 1990 von der gesamtdeutschen Öffentlichkeit gehört werden, von Rang und Einfluss. Das ist in seiner Person begründet und in seinem Thema. Ich sage es bewusst in dieser Abfolge. Denn obwohl der Name Gauck inzwischen für eine Behörde und deren Aufgabe steht und Joachim Gauck den größten Teil seines Redens und Schreibens seit 1990 diesem Thema gewidmet hat, so ist doch seine rhetorische Leistung, für die er heute geehrt werden soll, in seiner Person begründet und nicht in der Öffentlichkeitswirkung seines Themas. Freilich können wir froh sein, dass er es war, dem es anvertraut wurde. Ich kenne durchaus auch solche, die abschreckend zeigen, wie man auch damit hätte umgehen können.

Seine Position im Schnittfeld deutscher Biographien hat Joachim Gauck 1992 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wie folgt beschrieben:

„Ich habe mich nie bewusst als DDR-Bürger fühlen wollen. Das ließ mein Stolz, das ließen mein Demokratieverständnis und mein Freiheitsbewusstsein nicht zu. So kam es, dass ich, während es die Spaltung gab, mich deutlich als Deutscher fühlte. Seit es aber die Spaltung nicht mehr gibt, fühle ich mich deutlicher als Ostdeutscher, obwohl mein politisches Bewusstsein schon zur Zeit der Wende und bis heute die Einheit bejahte.“

Ein Deutscher also, dessen Lebensraum jener Osten Deutschlands ist, der bis 1990 die DDR war – jene DDR, die durch die friedliche Revolution zu einem freien Land wurde und deren Bürgerinnen und Bürger dann durch ihre eigene Entscheidung der Ordnung des Grundgesetzes beitraten und so zu einem Teil der schon vier Jahrzehnte lang bestehenden Bundesrepublik wurden. Joachim Gauck hat zu jenen gehört, die diesen Weg einleiteten und mitgestalteten: Im Oktober 1989 als Mitbegründer des Neuen Forums in Rostock, von März bis Oktober 1990 als Abgeordneter der frei gewählten Volkskammer. Erst die Freiheit, dann die Einheit – diese Abfolge, die Gauck nicht müde wird hervorzuheben, kann gar nicht oft genug wiederholt werden, damit die Geschichte nicht verfälscht wird. Freilich blieb auch in der Zeit der DDR der Lebensraum trotz aller Vereinheitlichung durch die SED bestimmt von jener Vielfalt, wie sie in der deutschen Geschichte gewachsen ist. Und so gehören zum Bild des Joachim Gauck zwei Züge wesentlich hinzu – die des Pfarrers der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Mecklenburgs und die eines Mannes niederdeutscher Nachdenklichkeit, der aber durchaus gelegentlich ein klares Wort im Streit kennt. Beides prägt bis heute seine Sprache, die darstellt und klarstellt, die einlädt und, wenn er es für nötig hält, auch angreift, die überwiegend ernst bleibt, aber dem Zuhörer entgegenkommen will. Die gleichwohl Mätzchen vermeidet und dennoch, auch das muss gesagt werden, nicht in jenes fromme Salbadern verfällt, das man geübten Predigern gern vorhält.

Ich kenne nicht die Reden, die der Pfarrer Joachim Gauck 1989 in Rostock innerhalb und außerhalb von Kirchen gehalten hat. Und wahrscheinlich sind diese weder aufgezeichnet noch gedruckt worden. Aber es gibt einen Artikel, den der frisch ge-

wählte Volkskammerabgeordnete im April 1990 in der ZEIT veröffentlicht hat. Und wie es sich so fängt, ist der Artikel genau jenem Thema gewidmet, das dann durch Beschluss der Volkskammer und danach auch des Bundestages seine Aufgabe werden sollte – der Umgang mit der Hinterlassenschaft des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR. Obwohl dies ein schriftlicher Text ist, will ich den Anfang hier zitieren, weil er ein beeindruckendes Beispiel gibt für die neue politische Sprache, die mit der Wende im Osten Deutschlands öffentlich wirksam werden konnte:

„Vor mir liegen Photos aus Rostock vom März: Motive aus der Stasi-Zentrale. Es sind aktuelle Photos: leere Gänge, leere Tische, Säle. Ein Haufen leerer Aktenordner. Leer auch der Raum der ehemaligen Einlasskontrolle, leere Bildschirme, leere Panzerschränke, ein leerer Wandspruch. Kein Mensch auf den Photos – Zufall?

Gefüllt sind in diesem Haus noch die tieferen Etagen. Hier gibt es das umfangreiche Aktiv. Dort wird noch gearbeitet, kontrolliert von der Volkspolizei und dem Untersuchungsausschuss. Dort lagern noch gefüllte Säcke, versiegelt und verwahrt. Die Aktenordner dort sind prall gefüllt.

Oben im stattlichen Gebäudekomplex des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit ziehen in diesen Tagen die neuen Nutzer ein. Unsicheren Schritts bewegen sich ehemals Überwachte über Schwellen und Flure des Territoriums eines gefürchteten, ghassten, von einigen auch benötigten „Organ“ des realen Sozialismus. Bald wird hier gelehrt, verwaltet, geheilt, wohl auch gerecht gerichtet werden. Hier und in hundert ähnlichen Häusern unseres Landes.“

Es war wohl eher Zufall, dass von Joachim Gauck so früh ein Artikel zu dieser Thematik erschien. Vielleicht haben die Redakteure der ZEIT gemeint, für Erinnern und Vergeben sei am ehesten ein Theologe zuständig. Gauck dachte wohl damals eher an andere Politikfelder. Aber die Aufgabe lief auf ihn zu. Für eine Sache, die aus Misstrauen geboren worden war, wurde er zur Person des allgemeinen Vertrauens. Das führte zu seiner Wahl – zunächst zum Sonderbeauftragten der Volkskammer und dann zum Bundesbeauftragten für die Unterlagen des ehemaligen DDR-Ministeriums für Staatssicherheit. Sein Verständnis dieser Aufgabe hat er im Dezember 1991 in einigen Grundsätzen für die Arbeit der Behörde formuliert. Meine Frau, die im November 1989 und danach in Potsdam zu den Auflösern der dortigen MfS-Dienststelle gehörte und anschließend bis 1999 in der Gauck-Behörde arbeitete, hatte sie dort über ihrem Schreibtisch:

„Alle Menschen teilen miteinander die Fähigkeit zu versagen und die Fähigkeit, ein Mitmensch zu sein; wir sind nicht berufen, Menschen zu verurteilen.

Wir respektieren die Würde eines Mitmenschen auch, wenn wir durch unsere Arbeit Zeuge von Schwäche, Versagen und Schuld werden; wir wissen um die Wirklichkeit von Schuld als einer Dimension des Menschlichen.

Weil wir die Würde eines jeden Menschen respektieren, enthalten wir uns des Übermuts und der hämischen Haltungen gegenüber Menschen, die anders gelebt haben als wir es für richtig halten. Wir gehen deshalb mit sensiblen Kenntnissen über unsere Mitmenschen so um, wie wir selber behandelt werden möchten, wenn es um Informationen aus unserem Leben ginge.

Die Fähigkeit zu vergessen ist in diesem Zusammenhang eine Tugend. Die Fähigkeit zu schweigen, empfinden wir in diesem Bereich besonders deutlich als Pflicht.

Unser Platz ist nicht über denen, die Einsicht und Auskunft begehren, er ist neben ihnen. Dabei soll sich jedermann auf unsere korrekte Wahrnehmung und auf unsere Nüchternheit verlassen können; beides muss nicht im Widerspruch stehen zu einer solidarischen Haltung gegenüber denen, die uns begegnen.“

Wer Tugenden beschreibt, weiß um die Versuchungen, die ihnen entgegenstehen. Joachim Gauck wird sich, wie viele andere die vor und nach ihm im Osten Deutschlands als Neue in die politische Verantwortung kamen, keine Illusionen gemacht haben über die Bürde, die man ihm da auflud. Das machen jedenfalls diese Grundsätze deutlich, in denen ja auch schon erste schwierige Erfahrungen mit diesem Amt mitklingen. Und doch war 1991 noch ein Grundkonsens wirksam, der jede Tendenz zur Verklärung der DDR-Vergangenheit auszuschließen schien. Gauck selbst hat wiederholt darauf hingewiesen, dass in Jahrzehnten gewachsene Mentalitäten, die überdies auch frühere obrigkeitsstaatliche Haltung tradierten, nur langfristig überwunden werden können. Man wird hinzufügen müssen, dass auf jede revolutionäre Euphorie Ernüchterung, ja Enttäuschung folgt und dass zu solcher Enttäuschung im Osten auch Gründe gegeben sind, die nicht ausnahmslos der alten Herrschaft angelastet werden können. Aber auch wenn es keine Fehler im Aufbau einer völlig neuen Ordnung gegeben hätte, so kann das Neue doch nicht entstehen ohne Anstrengung und Verzicht auf Vertrautes. Gauck selbst hat an die Klage der Israeliten wider Mo-

ses erinnert, er hätte sie doch besser bei den Fleischtöpfen Ägyptens lassen sollen. Wolfgang Engel, der Leipziger Intendant und Regisseur, hat einmal gesagt, erst jetzt hätte er begriffen, was er als Kind nicht verstanden hätte: Warum die Israeliten so lange von Ägypten bis ins Gelobte Land unterwegs gewesen wären. Niemand könne eben mit einem Sprung aus dem Land der Gefangenschaft in das Land der Freiheit gelangen.

Es liegt in der Konstruktion des Amtes, das Joachim Gauck anvertraut wurde, auf drei Schlachtfelder zu geraten. Einerseits obliegt seiner Behörde, Akten zu ordnen und jenen zugänglich zu machen, die dazu befugt sind. Er trifft also, wie er immer wieder betont hat, selbst keine Entscheidungen, ist weder Inquisitor oder Ankläger noch Richter. Allerdings besteht der Sinn dieser Arbeit darin, Menschen aus Positionen öffentlicher Verantwortung herauszuhalten, die dem hoch perfektionierten Überwachungsdienst der SED Informationen zutragen, und davon betroffenen Menschen Einblick zu geben, was über sie zusammengetragen wurde und wer dies tat. So nüchtern behördentechnisch das klingt, so dramatische Konsequenzen hat dies in der Realität - und zwar sowohl für den Einzelnen als auch für die Gesellschaft. Und was im ersten Zorn über das Ausmaß der zwar von allen geahnten, aber mit dieser Systematik denn doch nicht für möglich gehaltenen Überwachung für eindeutig und rasch entscheidbar gehalten worden war, erwies sich bei näherer und längerer Betrachtung als überaus komplex und differenziert. Das hebt die Unterscheidung zwischen Tätern und Opfern nicht auf, auch wenn gelegentlich beides vom gleichen Menschen gesagt werden könnte. Aber es erhöht die Gefahr der Missverständnisse und Fehldeutungen in beiden Richtungen,

die durch den Druck der Öffentlichkeit und die höchst unterschiedlich motivierten Enthüllungsinteressen der Medien ohnehin groß ist. Jedenfalls ist die Wirklichkeit nicht selten sehr viel komplizierter, als sie auch sorgfältig vorbereitete, aber zwangsläufig normierte und mit Textbausteinen operierende Auskünfte auch nur halbwegs ausdrücken können.

Da sind die Menschen, deren Leben durch Bspitzelung oder durch gezielte Operationen zerstört wurde. Nicht selten ist diese Zerstörung irreparabel. Da ist die Enttäuschung über den Verrat im engsten Freundes- oder Familienkreis. Da ist aber auch die Erleichterung, das ein Verdacht unbegründet war. Und hin und wieder die Enttäuschung, dass beruflicher Misserfolg eben doch keine finsternen Gründe hatte. Da ist, auf der anderen Seite, das breite Spektrum möglicher Zuarbeit zur Überwachung durch das MfS: von der bereitwilligen und hemmungslosen Übermittlung selbst der intimsten Details bis zur gelegentlichen Weitergabe von – wahrscheinlich, aber wer kann das wirklich wissenharmlosen Nichtigkeiten. Da ist vor allem das weite Feld möglicher Motive: die Überzeugung, dies sei für den Sozialismus notwendig (eine Auffassung, die allerdings auch die meisten SED-Mitglieder wohl nicht teilten), aber vor allem die ganze Skala menschlicher Schwächen als da sind Eitelkeit, Wichtigtuerei, Selbstsucht, Angst, Feigheit, Naivität, Gedankenlosigkeit – also Eigenschaften, die zur Erpressung und Versuchung nur zu gut genutzt werden können. All dies zu bewerten, obliegt nicht der Behörde des Bundesbeauftragten. Andererseits ist es Joachim Gauck natürlich nicht entgangen, dass die Prozeduren und Kriterien der Bewertung in den ostdeutschen Ländern höchst unterschiedlich sind, ja sogar im gleichen Land divergieren, und überdies zurückhaltend gesprochen,

von pragmatischen Erwägungen – oder soll ich gleich sagen: fiskalisch bedingten Entlassungszwängen – nicht immer frei sind. Noch gravierender sind die Folgen seiner Auskünfte, wenn sie Persönlichkeiten des politischen Lebens betreffen. Da kann es nicht ausbleiben, dass eine Beziehung hergestellt wird zu seinen eigenen Auffassungen wie zu Positionen in der Evangelischen Kirche vor der Wende. Er selbst hat klar gestellt, dass für ihn der Begriff „Kirche im Sozialismus“ stets nur eine Ortsbestimmung für den Dienst der Kirche an den Menschen in der konkreten Wirklichkeit der DDR bezeichnet hat und keine Option für den Sozialismus ausdrückte.

Das zweite und für Joachim Gauck besonders wichtige Feld der Auseinandersetzung ergibt sich aus dem eigentlichen Sinn der Beschäftigung mit der Rolle des MfS. Für ihn geht es darum, Menschen das zurückzugeben, was ihnen genommen wurde, nämlich die Selbstbestimmung über ihr Leben. In dem er die Machenschaften des Bespitzelungssystems aufklärt, will er Menschen helfen, sich selbst von der Last der Vergangenheit zu befreien und ihre Angst zu überwinden. Damit entlarvt er zugleich, wie die Unterdrückung funktionierte, um so das politische und ideologische Herrschaftssystem zu delegitimieren, das diesen Apparat schuf. „Schild und Schwert der Partei“ - das war die Selbstbeschreibung des Ministeriums für Staatssicherheit. Daher gibt es wohl kaum ein Interview mit Joachim Gauck, in dem er nicht die Beschränkung des öffentlichen Interesses auf die Inoffiziellen Mitarbeiter kritisiert und nachdrücklich auf die Hauptverantwortlichen hinweist - im Apparat der Staatssicherheit selbst wie vor allem in der politischen Herrschaftsstruktur der SED. Mit diesem Bemühen ist Joachim Gauck nun wiederum in eine Debatte über die Frage hineingeraten, ob denn

nicht eine grundsätzlich kritische Auseinandersetzung mit dem System des real existierenden Sozialismus geeignet sei, dieses auf die gleiche Stufe mit dem nationalsozialistischen Herrschaftssystem zu stellen und damit letzterem die Einmaligkeit des Schreckens zu nehmen. Diese Debatte hatte Gauck wahrscheinlich am wenigsten erwartet. In der WELT hat er 1994 auf den notwendigen Zusammenhang zwischen Antifaschismus und Antikommunismus verwiesen, vorausgesetzt beide haben ihre Wurzel im Bekenntnis zur freiheitlichen Demokratie.

„Wer nicht imstande ist, gegen die Wegnahme von Freiheits- und Persönlichkeitsrechten durch Kommunisten eine antikomunistische Antwort zu geben, der verfehlt Tugenden, die ein wirklicher Antifaschist hat. Antifaschismus und eine bestimmte Form des Antikommunismus gehören historisch zusammen.“

Drittens musste sich Joachim Gauck mit dem Vorwurf auseinandersetzen, seine Behörde diene dazu, den Osten Deutschlands dem Westen zu unterwerfen. Wer sich an die Breite der Volksbewegung gegen die Dienststellen des MfS als den Zwingburgen der SED im Herbst 1989 erinnert, dem muss dieser Vorwurf besonders absurd vorkommen. Bekanntlich erzeugt noch heute jede der immer wieder losbrechenden Schlussstrichforderungen neue Wellen von Anträgen auf Auskunft. Freilich ist wahr, dass es Leute im Westen gibt, die die Enthüllungen über das Ausmaß der MfS-Überwachung in der DDR als Munition in gesamtdeutschen Verteilungskämpfen nutzen, um so die ihnen unwillkommenen Neubundesbürger insgesamt politisch zu diskreditieren. Daher hat Joachim Gauck viele Gelegenheiten genutzt, an gesicherten Zahlen darzustellen, wie gering trotz allem der Prozentsatz jener in der DDR war, die dem MfS zu Diensten

waren, und wie überraschend hoch andererseits die Zahl jener im Westen, die ohne Not - aus Gewinnsucht oder aus ideologischer Verblendung - bereit waren, sich dem gefährlichsten Feind der freiheitlichen Ordnung zur Verfügung zu stellen. Und er hat auf den Mut und das Geschick hingewiesen, mit der sich Menschen in der DDR dem Ansinnen des MfS entzogen.

Durch sein unermüdliches Engagement in der öffentlichen Debatte hat Joachim Gauck wesentliche Einsichten in das gesellschaftliche Meinungsbild eingefügt. Trotz seiner herausgehobenen Stellung und der Bedeutsamkeit seines Auftrags ist dies alles andere als selbstverständlich. Denn seine Debattenbeiträge sind differenziert und stehen damit gegen jenen Trend, den Dolf Sternberger einmal wie folgt beschrieben hat:

„Es ist sonderbar, dass Totalurteile fast immer eine größere Magie ausüben als Detailurteile, das heißt unterscheidende Urteile, kritische Urteile.“

Trotz seines kritisch unterscheidenden Urteils, das ihn nicht selten zwischen alle Fronten geraten lässt, ist Joachim Gauck - nicht zuletzt durch die argumentative Qualität seiner Rhetorik - zu einer maßgebenden politischen Persönlichkeit im vereinigten Deutschland geworden, obwohl er sich in seinem Amt keiner Partei zugehörig zeigt. So war es eigentlich nur konsequent, ihm als einem politisch ausgewiesenen, aber unabhängigen Ostdeutschen anzutragen, in der Feierstunde des Deutschen Bundestages zum 10. Jahrestag der Öffnung der Mauer eine Rede zu halten. Gleichwohl war diese Rede eine besondere Herausforderung. Denn erstens ist der 9. November 1989 für viele Ostdeutsche, ganz im Unterschied zu den meisten Westdeut-

schen, nur eine Folge dessen, was am 9. Oktober und an den Tagen davor und danach in Leipzig und in anderen Städten der DDR geschah: Denn vor den Hundertausenden von friedlichen Demonstranten, die sich trotz der Drohung mit einer chinesischen Lösung, am 9. Oktober in Leipzig unter dem Ruf „Wir sind das Volk“ versammelten, wich die SED-Führung zurück und hatte damit ein für allemal verloren. Dass das in den folgenden Tagen immer mehr zerbrechende System nicht mehr lange in der Lage sein würde, die widernatürliche Mauer geschlossen zu halten, war seit dieser Niederlage klar. Zweitens war man wohl zunächst bei der Planung der Feierstunde der Auffassung gewesen, es gäbe inzwischen genug ostdeutsche Repräsentanten in der politischen Führung der Bundesrepublik. Und da bekannt wurde, dass das Programm nachträglich korrigiert worden war, hätte ein Mensch geringerer rhetorischer Fähigkeit als Joachim Gauck besorgen müssen, er ginge im Kreis der anderen hochmögenden Redner unter. Tatsächlich ist die Feierstunde jedoch wegen Gaucks Rede in die geschichtliche Erinnerung der gesamtdeutschen Bundesrepublik eingegangen. Und so ist sie neben der herausragenden Leistungen Joachim Gaucks im öffentlichen Diskurs der ausdrückliche Grund für die heutige Würdigung.

Gauck beginnt seine Rede mit einem Gruß an George Bush und Michail Gorbatschow, die im revolutionären Herbst 1989 an der Spitze der Weltmächte – der USA und der Sowjetunion – standen. Das ist ein Gebot der Höflichkeit und ein Ausdruck des Realismus. Denn ohne die Akzeptanz durch die Weltmächte wären deutsche Freiheit und Einheit nicht möglich gewesen. Aber er holt Martin Luther King und Andrej Sacharow gleichsam hinzu und erinnert so an die gewaltlosen Bürgerrechts-

aktionen in den USA, die vom Ruf „Ohne Gewalt“ durch die Demonstranten in der DDR aufgenommen wurden. Und er erinnert an den Mut der Bürgerrechtler in der Sowjetunion, die Perestrojka und Glasnost vorangingen. Ebenso holt er rhetorisch bekannte und unbekannte Bürgerrechtler aus den Tagen der Wende und davor in den Plenarsaal des Reichstages, in dem der Bundestag jetzt etwas feiert, was in der DDR geschah, und er reiht sich ein in diesen Kreis – „als einer von ihnen, der 1989 in Rostock aktiv war“. Ohne diese Menschen, die Bekannten und die Unbekannten, „hätte sich unser Land nicht verändert und nicht geöffnet“.

In einem zweiten Schritt beschreibt der Redner dann den Weg vom Appell an andere und der Hoffnung auf Hilfe von Außen zur selbstbewussten Aktion unter dem Ruf „Wir sind das Volk“. „Es ist unbeschreiblich, was in einem vorgeht, der sich ein ganzes Leben lang nach Freiheit gesehnt hat und der dann zum ersten Mal in seiner eigenen Stadt mit seinen eigenen ängstlichen Landsleuten auf die Straße geht.“ Und der Christ Joachim Gauck denkt an das Jesuswort: Steht auf, nimm dein Bett und wandle! Er erinnert an die Besetzung der Zwingburgen des MfS in den ersten Dezembertagen und vergisst nicht, dass in Polen schon zehn Jahre vorher Menschen ihren Mut vor einer allmächtigen Partei bewiesen hatten.

In einem dritten Schritt entwirft Gauck dann ein Bild jener bewegenden Tage, als der Aufbruch in die Freiheit ein ganzes Volk ergriff und, wie er hinzufügt, selbst viele SED-Genossen mitriss. Er weiß, dass gerade nicht wenige der damals Aktiven dieser Tage mit Trauer und Wehmut gedenken und bekennt sich gegen westliche Ironie zu diesem „Traum vom Leben“, der ganz

wirklich war. Und er ermutigt die Menschen, gegen alle Nostalgie daran festzuhalten, dass sie damit einen Beitrag zur europäisch-amerikanischen Freiheitsgeschichte leisteten. „Wir waren nicht länger Objekt der Politik, sondern begannen selber zu gestalten.“ Freilich währte die Zeit nicht lange, in der experimentiert und die eigenen Kräfte erprobt werden konnten. Joachim Gauck spart denn auch die Härte der Wirklichkeit nicht aus:

„Nach der Einheit waren wir wieder Lehrlinge. Viele fühlten sich fremd im eigenen Land. Sicher erklärt sich ihre Bitterkeit auch aus neu erfahrener Hilflosigkeit und Enttäuschung. Sie hatten vom Paradies geträumt und wachten auf in Nordrhein-Westfalen.“

Den Schluss dieser Aussage, mit der Gauck wohl auch das Bittere wieder ins rechte Maß bringen wollte, haben ihm manche übel genommen. Er hätte auch Baden-Württemberg sagen können. Ich dagegen finde den Vergleich zutreffend. Denn erstens hat Nordrhein-Westfalen so viel Einwohner wie die DDR zu ihrem Beginn; und zweitens hat das Land erhebliche Strukturprobleme meistern müssen und kann so durchaus als hoffnungsstiftendes, aber auch realistisches Beispiel gelten.

Nun kommt Joachim Gauck zu seinem eigentlichen Punkt: Befreiung war der erste Schritt. Nur dadurch wurde die Einheit in Freiheit möglich. Erst war der Ruf „Wir sind das Volk“, der uns die Würde zurück gab. Dann ließ der Ruf „Wir sind ein Volk“ die Sehnsucht nach Einheit wieder aufleben, die so lange verschüttet war – in Ost und West. Und er erinnert an die vielen Toten, die der Sehnsucht nach der Freiheit zum Opfer fielen.

Das Hauptthema des 9. November ist für Gauck die Freiheit. Mit der Freiheit machen sich die Deutschen wechselseitig ein Geschenk. Die Ostdeutschen den Westdeutschen, weil die friedliche Revolution des Herbstes 1989 ein eigenständiger deutscher Beitrag zur Freiheitsgeschichte der Völker ist. „Trotz aller Erblasten der Diktaturen können wir Euch im Westen nunmehr auf Augenhöhe begegnen – zwar ärmer, aber nicht als Gebrochene und ganz bestimmt nicht als Bettler.“ Die Westdeutschen den Ostdeutschen, weil die zivile Gesellschaft, die in vierzig Jahren Bundesrepublik entstand, ein Geschenk ist, an der wir durch die Einheit Anteil haben.

Mit dieser Rede, die ein Meisterstück politischer Rhetorik ist, hat Joachim Gauck den 9. November in den angemessenen geschichtlichen Zusammenhang gestellt und, ohne die schwierige Wirklichkeit des vereinten Deutschlands zu verschweigen, die Freiheit als jene Perspektive hervorgehoben, an der die Deutschen in Ost und West ihren eigenständigen Anteil haben und von der aus alles andere seinen angemessenen Platz erhält. Mithin hat diese Rede Bedeutung über den Tag hinaus.

Eine Monarchie bedarf der glanzvollen Form und der zereemoniellen Repräsentation, um überindividuelle Identifikation zu ermöglichen und zu befördern. Ihr Ausdruck ist der Gestus. Eine Republik dagegen, auch wenn sie die Selbstdarstellung nicht vernachlässigen und Grau nicht zu ihrer einzigen Farbe machen sollte, stiftet Identifikation vor allem durch Debatten und Formulierungen. Ihr Ausdruck ist das gesprochene Wort. Auch in Deutschland, in dem die politische Rede noch an Anspruch und Ansehen gewinnen muss, haben sich Ereignisse durch Debatten und Reden in unser Gedächtnis eingepägt oder haben sich doch Ereignisse mit Reden fest verbunden. Aus den letzten anderthalb Jahrzehnten denke ich an die Rede Richard v.

Weizsäckers zum 40. Jahrestag des Kriegsendes und der Chance für eine freiheitliche Entwicklung in Deutschland, an das unvergessliche Wort von Willy Brandt am Tag nach dem Mauerfall „Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört“, an die Bundestagsrede Wolfgang Schäubles für Berlin als deutsche Hauptstadt. Ich denke an die vielen Reden, die im bewegenden Herbst 89 gehalten wurden und nenne als eindrucksvolles Beispiel von den wenigen, die aufgezeichnet und so erhalten wurden, die Rede von Marianne Birthler am 4. November 1989 auf dem Berliner Alexanderplatz. Und natürlich drängen sich mir Erinnerungen auf an die wenig routinierten, aber mit viel Vertrauen in die Kraft von Argumenten und Appellen geführten und nicht selten bis tief in die Nacht andauernden Debatten in der kurzen unvergesslichen Zeit der frei gewählten Volkskammer auf dem Weg in die Einheit.

Joachim Gaucks große Stunde als Redner und Teilhaber an der öffentlichen Debatte unserer Gesellschaft schlug danach, als seine Aufgabe ihn dazu herausforderte, die Last der Geschichte als Chance ostdeutscher Selbsterkenntnis und Selbstbefreiung zu begreifen und zugleich in das öffentliche Gespräch über die Wertegrundlagen der deutschen Gesellschaft, wie sie jetzt aus Ost und West entsteht, mit kritischem und selbstbewusstem Urteil einzugreifen. Seine Reden haben mitgebaut am Selbstverständnis der deutschen Republik, wie sie seit der friedlichen Revolution im Herbst 89 und seit der Herstellung der staatlichen Einheit vor zehn Jahren besteht. Dafür soll er heute durch einen von Bürgern für Bürger gestifteten Preis geehrt werden.

Grußwort

Thüringer Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel,
Vorsitzender der Jury

**Preisübergabe Dolf Sternberger Preis für
öffentliche Rede an Dr. Joachim Gauck
Samstag, 15. Juli 2000, 11:00 Uhr
Barocksaal, Thüringer Staatskanzlei**

Sehr verehrter Herr Professor Landfried,
sehr verehrter Herr Professor Meyer,
hoch verehrter Herr Dr. Gauck,
verehrte Gäste,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Was für eine Woche. Am Mittwoch: Chatami in Weimar. Ein Dialog beginnt. Die Tür, die lange verschlossen war, ist dank Goethe und Hafis einen Spalt breit aufgestoßen – schwierig, aber hoffnungsvoll. Am Freitag in Bonn: Macchiavelli siegt erneut über Aristoteles - schmerzhaft. Am Samstag: Sternberger und Gauck in Erfurt - erfreulich.

Ich möchte Sie herzlich willkommen heißen und mich dafür bedanken, dass diese Preisverleihung in Erfurt stattfindet. Nach Heidelberg, wo die Gesellschaft zu Hause ist, und Berlin nun im Barocksaal der Thüringer Staatskanzlei, der alten Mainzer Statthalterei. Dalberg lässt grüßen und freut sich darüber.

Herzlichen Dank, verehrter Herr Professor Meyer für diese großartige Laudatio. Es war eine gute Entscheidung, nicht nur



den Preisträger, sondern auch den Laudator aus einem jungen Land um das Wort zu bitten. Es ist ermutigend, dass ein handelnder Politiker in der Lage ist, nicht nur inständig zu streiten, sondern auch eine solche Rede zu halten. Herzlichen Dank!

Ein Dank, meine ich, sollte ich auch an die Jury, die die Entscheidung für den Preisträger einstimmig getroffen hat, sagen: An Hanna Renate Laurien, an Herrn Professor Gauger, an Herrn Professor Fest und an Herrn Professor Morkel. Ich denke, viele meinen, es sei eine gute Wahl getroffen worden.

Der Preis wird zum fünften Mal verliehen. 1992 an Willy Brandt, insbesondere für seine Rede aus Anlass des Beitritts der Bundesrepublik zu den Vereinten Nationen. 1994 – beachten Sie das Datum – an Martin Walser, in Anerkennung seiner Rede, die er in München vor der Wiedervereinigung über die deutsche Ein-

heit gehalten hat. 1997 an Wolfgang Schäuble für die von Herrn Meyer zitierte Rede zu Gunsten der Rückkehr der Hauptstadt nach Berlin. Und 1998 an Manfred Rommel, als Beispiel für einen Politiker, der mit Reden fesseln kann. Und jetzt – Joachim Gauck.

Als ich vorführend, wie er denn über die Annahme des Preises dächte, Herrn Dr. Gauck anrief, habe ich mir vorher ein paar Gedanken gemacht: Wie machst du ihm klar, wer Sternberger war. Dass ich ihm klar machen konnte, warum er geehrt werden sollte, das schien mir nicht so schwierig. Wie machst du ihm klar, wer Sternberger war? Meine Überraschung war groß, als ich dazu keinen Satz brauchte, weil er wusste, wer Sternberger war, und das fand ich ganz besonders großartig. Wenn wir das vorher gewusst hätten, hätten wir die Entscheidung noch schneller getroffen.

Ich habe die Aufgabe, Ihnen, Herr Gauck, den Preis zu übergeben, weil Sie sich seit einem Jahrzehnt, wie Meyer gerade noch einmal in das Gedächtnis gerufen hat, mit großem Engagement gegen das Vergessen wenden. Ein Engagement, das seine Wurzeln in Ihren eigenen Erfahrungen und im Aufbrauch des Herbstes 1989 hat.

Sie leisten mit großem Fingerspitzengefühl, mit vorbildlicher Unparteilichkeit und großer Standhaftigkeit eine Arbeit, die völlig beispiellos geleistet werden muss, für die es kein Vorbild gibt. *„Seine Trittsicherheit auf dem schwankenden Boden deutscher Vergangenheitsbewältigung ist ungewöhnlich“*, hat einmal ein Autor geschrieben.

Ich darf noch einmal auf Ihre Rede vor dem Deutschen Bundestag zurückkommen, von der Herr Meyer gerade gesprochen hat. Sie haben George Bush gesagt, ihm schaue Martin Luther King über die Schulter, von dem die Menschen im Osten gelernt hätten, ohne Gewalt mächtig zu werden. Sie haben Michail Gorbatschow gesagt, ihm schaue Sacharow über die Schulter, „mit seiner Fähigkeit, Denken und Widerstehen zusammenzubringen“. Und Sie haben den Mitgliedern des Deutschen Bundestages gesagt, ihnen schauten die Menschen über die Schulter, die sich 1989 für einen demokratischen Aufbruch in der DDR engagiert hätten.

Ich füge hinzu, verehrter Herr Gauck: Ihnen hat bei dieser Rede am 9. November Dolf Sternberger über die Schulter gesehen. Dolf Sternberger, von dem das Wort stammt, dass Reden Taten sind. Oder, ich würde sagen, sein können. Die Rede, die wir heute auszeichnen, war in diesem Sinne eine Wohltat. Sie war



eine Wohltat, weil sie aufschlussreich war, ohne zu belehren, weil sie ehrlich und offen war, ohne anzuklagen, weil sie Schmerzhaftes ansprach, ohne zu verletzen, weil sie den Menschen aus den jungen Ländern aus dem Herzen sprach, ohne die Menschen in den alten Ländern vor den Kopf zu stoßen, und weil sie optimistisch war, ohne die Dinge schön zu färben.

„Die Menschen dieser Nation haben sich gegenseitig beschenkt.“ Ja, in der Tat, das ist der eigentliche Gewinn. Sie selbst haben einmal gesagt: *„Ich gehöre zu dem Teil der Ostdeutschen, die sich einmischen und in Gesamtdeutschland den Mund aufmachen.“* Dem kann ich nur hinzufügen: Zum Glück für das wiedervereinigte Deutschland. Und deswegen bin ich froh und ein bisschen stolz, dass ich Ihnen die Urkunde überreichen und zwei Umschläge hinzufügen darf. Der eine enthält das Preisgeld und der andere einen Glückwunsch der Landtagspräsidentin von Thüringen, die nicht im Lande ist.

Die sich aber, wie ich finde - sie hat mir den Brief zur Kenntnis gebracht -, in besonderer Weise denen anschließt, die Ihnen Glück wünschen. Und wer die Dinge kennt, weiß: Frau Lieberknecht versteht etwas von der Vergangenheit und von der Gegenwart.

Ich darf den Wortlaut der Urkunde verlesen:

„Mit der Verleihung eines Preises für öffentliche Rede will die Dolf Sternberger-Gesellschaft an den Zusammenhang von Politik und Sprache erinnern. Ihn bewusst zu machen, war eines der Ziele, denen Dolf Sternbergers Lebenswerk galt. In Anerkennung seines Beitrags zur Kultur der politischen Rede wird

der Dolf Sternberger-Preis 2000 verliehen an Herrn Dr. Joachim Gauck. Die Jury zeichnet mit ihrer Entscheidung die von glaubwürdigen, ethischen Überzeugungen wie auch von nachdenklich-abwägenden Argumenten getragene Redekunst Joachim Gaucks aus. Besonders würdigt die Jury dabei seine Rede zum zehnten Jahrestag des Mauerfalls am 9. November 1999 vor dem Deutschen Bundestag, in der er – ganz im Sinne Sternbergers – die Bürgerfreiheit noch vor der staatlichen Einheit als Kern der politischen Ziele der Bürgerbewegung in der damaligen DDR betonte.

Erfurt, den 15. Juli,

*der Vorsitzende der Dolf Sternberger-Gesellschaft,
Klaus Landfried, und der Vorsitzende der Jury.“*

Herzlichen Glückwunsch!



Erkunde

Mit der Verleihung eines Preises für öffentliche Rede will die Dolf Sternberger-Gesellschaft an den Zusammenhang von Politik und Sprache erinnern. Ihn bewusst zu machen, war eines der Ziele, denen Dolf Sternbergers Lebenswerk galt.

In Anerkennung seines Beitrags zur Kultur der politischen Rede wird der Dolf Sternberger-Preis 2000 verliehen an

Herrn

Dr. Joachim Gauck

Die Jury zeichnet mit ihrer Entscheidung die von glaubwürdigen ethischen Überzeugungen wie auch von nachdenklich abwägenden Argumenten getragene Redekunst Joachim Gaucks aus. Besonders würdigt die Jury dabei seine Rede zum 10. Jahrestag des Mauerfalls am 9. November 1999 vor dem Deutschen Bundestag, in der er - ganz im Sinne Sternbergers - die Bürgerfreiheit noch vor der staatlichen Einheit als Kern der politischen Ziele der Bürgerbewegung in der damaligen DDR betonte.

Erfurt, den 15. Juli 2000

Der Vorsitzende der
Dolf Sternberger-Gesellschaft

Der Vorsitzende der Jury

Prof. Dr. Klaus Landfried

Dr. Bernhard Vogel

Joachim Gauck

Rede anlässlich der Verleihung des Dolf Sternberger-Preises am 15. Juli 2000 in Erfurt

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Dr. Vogel,
sehr geehrter Herr Prof. Landfried,
sehr geehrter Herr Staatsminister Prof. Meyer,
meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Freunde und Mitarbeiter,

groß ist meine Freude darüber, daß die Mitglieder der Jury und die Dolf Sternberger-Gesellschaft mir diesen wunderbaren Preis zugesprochen und überreicht haben. Ich habe Ihnen so zu danken, wie Ihnen, verehrter Herr Prof. Meyer.

Daß Sie mich ausgezeichnet haben, hat mich deshalb so besonders glücklich gemacht, weil ich die Rede, die Ihnen preiswürdig erschienen ist, unter Schmerzen geboren und um vieles ängstlicher als sonst bei mir üblich begonnen habe.

Eine Abgeordnete des Deutschen Bundestages die psychologische Spezialkenntnisse hat, hat mir später erzählt, meine Körperhaltung habe sich während der Rede verändert, als sei eine Last von mir gewichen. Und von den lobenden Worten, die ich danach erhielt, haben mich die einer Potsdamerin am meisten bewegt. Am 10. November, die Nike von Wieland Förster wurde an der Glienicker Brücke aufgestellt, kam sie aus einer Gruppe auf mich zu, nahm meine Hand, sah mich an und sagte: „Herr Gauck, Sie haben ja unsere Seelen geöffnet.“ Dankte und



verschwand. Gott sei Dank, denn ich mußte schlucken, konnte nicht sprechen. Aber es war nicht Stolz, der mir den Hals

schwellen ließ, sondern dasselbe Gefühl, das mich vor der Rede in seine Macht gebracht hatte – diese Mischung aus Angst, nicht die richtigen Worte und Wahrheiten für die besondere Situation zu haben und einem instinktiven Gefühl, daß irgendwo in mir etwas sei, das just zu diesem Anlaß ans Tageslicht wollte.

Zuerst denkt man meist, es sei fremdes Wissen, das nach oben will – es denkt dann in einem in Zitaten. Man kann daraus schöne Reden machen, wenn man die Zeit und die Disziplin hat, diese zu ordnen. (Beides habe ich selten.)

Erst im zweiten Schritt gerät das eigene Leben in den Blick – ein Bergwerk der Erfahrungen. Zwar ist mancher Stollen ver-

schüttet und die Erinnerung, so sehr sie sich müht, bringt nichts zutage. Aber an anderer Stelle öffnen sich Gänge und Schächte – da erkennt dein Erinnern dein Leben wieder. Sorgen und Ängste wie Abraummassen, Geröll, grau. Strömende Wasser an anderer Stelle, verborgene Schätze – wohlstandsträchtiges Gut, das den Finder glücklich machen kann.

Du gehst also, deinem zweiten Impuls folgend, zu deinen eigenen Erfahrungen, sprichst mit dir selbst. Aber: während du die Freuden und das Glück deines Lebens in der Erinnerung sicherst, wirst du wieder der Schatten gewahr, die dein Leben lang Glück, Erfolg und Freude begleitet haben. Und oft gehörst du zu jenen, die von letzterem wenig, von den Schatten (Angst und Furcht) aber allzu viel verspürt haben. Du willst die Schatten von den Schätzen trennen, ahnst gleichzeitig, wie schwer, vielleicht gar unmöglich das ist. Du liebst die Ängste deines früheren Lebens nicht, du kannst sie nicht mehr sehen. Verfluchst vielleicht die Gabe des Erinnerns, verachtest sie, läßt sie. Aber erträgst du sie dennoch, geschieht etwas – du wirst lebensmächtiger – und (nebenbei) sprachmächtiger.

Auch erfährst du etwas über den Abschied – über zweierlei Abschied vielleicht.

Und genau damit möchte ich mich an diesem Tag beschäftigen. Äußerer Anlaß mag mein Abschied von den Thüringer Außenstellen sein, politischer Bezug meine Sorge, wegen des so langen Abschieds so vieler Zeitgenossen von einer Gesellschaft, die die meisten wenig schätzten.

Gleichviel: bei meiner Absicht, heute über die Schwierigkeiten beim Erlernen der Freiheit zu referieren, bin ich nicht weit

gekommen. Nur bis zur Bedeutung der Abschiede oder besser: bis zu zweierlei von vielerlei Abschied.

Weil mich ein Tag wie dieser zu einer Rückschau verleitet, ist das so. Ich will mir selber noch einmal sagen, was ich gerade jetzt begreifen möchte. Ich habe mir die Worte jener Potsdamerin ins Gedächtnis gerufen wegen der Beklommenheit des Gefühls, das mich befiel. Und ich weiß jetzt, warum mir dieser Kloß im Hals so wichtig ist, daß ich Ihnen heute davon berichte. Vielleicht hat mich ihr Blick – er war offen, dankbar und verwundert – an ein wichtiges Lebensgefühl des Jahres 1989 erinnert – das, des Abschieds von der Angst. Nie habe ich mich so gewundert, wie damals. In einer Predigt vor unserer ersten Rostocker Demo im Oktober, 89 sagte ich :“Wir sagen unserer Angst ‚Auf Wiedersehen‘“. Ich mußte schlucken nach dem Satz, viele der vielen Zuhörer auch. Es gibt da eine Pause, wahrscheinlich, weil uns alle damals die Erfahrungswelle überrollte, unser jahrzehntelanges Leben mit der Angst. In dem kurzen Schweigen stand unausgesprochen die bange Frage: geht denn das, kann man das? Und dann klatschen sich die Menschen Mut zu, als sie glauben wollten, es ginge.

Sie werden dann endlich losgehen auf die Straße, die etwa die Arnstädter (andere naturells als wir Mecklenburger) schon lange erobert hatten.

Und schon nach den ersten Schritten der ersten Demo in jeder unserer Städte, erfahren Menschen, die lange mit der Angst auf Du und Du standen, daß es funktioniert, daß es das gibt – einen Abschied von der Angst. Zwar geht die Angst noch mit uns nach dem Abschied, aber nicht mehr als machtvolle Begleiterin und

Dirigentin, sie ist auch noch da, wartet auf bessere (schlechte) Zeiten. Aber sie hat nicht mehr die Kraft, den, der gehen will, zu halten. Wir lernen zu gehen, aufrecht dazu; niederzureißen, was fallen mußte. Unerhörte Worte zu sprechen: „Wir sind das Volk“.

Es ist zwar ein Abschied in Raten von dieser langjährigen Lebens- und Karrierebegleiterin, aber schon während wir uns noch ängstigen ermächtigen wir uns schon, protestieren mit, planen mit – bald werden wir mitregieren.

Das letzte Wort führt uns zu einer anderen Art von Abschied: zum Abschied von der Ohnmacht.

Auf dem Weg in die Freiheit ist dieser andere Abschied von enormer Bedeutung. Diese Überlegungen kreisen ja nicht um die Frage, welche Strukturen in Staat und Gesellschaft verändert werden müssen, um Freiheit zu erlangen und zu sichern. Es geht hier vielmehr um die inneren Strukturen, die unsere Psychen bestimmen, um Haltungen und Mentalitäten derer, die sich auf den Weg in die Freiheit gemacht haben.

Und wenn ich diese inneren Wirklichkeiten der Menschen im Osten anschau scheint es mir, als sei die Freiheit für Gefangene etwas anderes, als die Freiheit für Befreite. Der Gefangene erlebt Freiheit im Augenblick der Befreiung. Er tanzt auf den Mauern, wenn die Zwingburgen gefallen sind – er darf, ob er gekämpft hat oder nicht, sich als Sieger fühlen.

Aber bald nach den Siegesfeiern wird deutlich, daß die Unterdrücker von einst sich dauerhafter in unseren Seelenlandschaft-

ten etabliert haben, als es uns lieb sein kann. Das liegt nicht an unseren Charakterschwächen, sondern an den Lebensformen, die sie uns eingeprägt hatten. Und wenn nun die großen und kleinen Unterdrücker nur herrschen können, weil und solange sie uns in Angst und Ohnmacht halten, ist unser Abschied von beidem so ein langer und mühsamer Weg. Wer 40 Jahre lang gelernt hat, daß er sich anpassen, ducken, am besten unterwerfen muß, um Anerkennung und Erfolg im öffentlichen Leben zu haben, der wird diese Haltung kaum in 4 Jahren abgelegt haben. Die Zeit ist eine mächtige Gestalterin – nach der langen Zeit der politischen Ohnmacht erschien der Gehorsam als normale Lebensform der meisten Mitbewohner. Zwar gab es immer Menschen, die sich dagegen gewehrt hatten – hatten sie doch auf Unterdrückung mit Protest und Opposition reagiert. Aber sie waren ja nicht allzu zahlreich und zudem war nicht jedem von



ihnen gelungen, dem Lebensgefühl der Ohnmacht zu entgehen. Die Mächtigen hatten uns alle in eine Verbannung im eigenen Land gebracht – eine Verbannung in die Landschaft der politischen Ohnmacht. Und die lange Zeit machte die ungunstigen Dinge „normal“.

Ich habe am 9. November und öfter an unsere Versuche erinnert, 1989/90 diese Gewöhnung an Ohnmacht abzulegen, uns zu ermächtigen, Positionen in der Politik, den Gemeinden, am Arbeitsplatz neu zu definieren und sich etwas zuzutrauen. Diejenigen, die diesen Weg nicht verlassen haben, sind Schritt für Schritt in der Freiheit angekommen. Für allzu viele war dieser Weg zu schwer; mühsam ist es, Autonomie und Verantwortung zu erlernen. Zuschauen, von oben das Entscheidende zu erwarten, notfalls meckern, das sind bequemere Haltungen.

Aber dann gibt es eben diese bitteren Folgen: die nicht vollzogenen Abschiede von all dem, was uns in der Vergangenheit beherrschte, verzögert unsere Ankunft in der Freiheit. Zwar lebt man schon in der freiheitlichen Gesellschaft, aber in den äußerlich Befreiten existieren innere Lebenswelten von Angst und Ohnmacht weiter.

Wären wir angekommen, lebte in uns eine Vollmacht, die sich einmischt in die Dinge des Lebens. Jetzt in den letzten Jahren machen viele diese Erfahrungen, ja es funktioniert, sie erlernen es, ein Bürger zu sein, während andere in den Lügenwelten von Nostalgie und selektiver Erinnerung verharren.

Die meisten von uns wollen das nicht. Als sie jung waren, haben sie sich nach Freiheit gesehnt. Nun, als Erwachsene, ange-

kommen im problematischen Gelände der politischen Freiheit, haben sie zu lernen, was Freiheit in der Lebenswelt der Erwachsenen bedeutet. Es gibt einen Namen dafür, er lautet Verantwortung.

Wer Verantwortung ergreift, lebt, vollzieht als Person den endgültigen Abschied vom Leben als Untertan. – Wie merkwürdig, daß auch dieser Abschied mit Schmerzen verbunden ist.

Das bringt uns zum Schluß auf die Vermutung, daß möglicherweise noch ein weiterer Verlust auf dem Weg in die Freiheit zu bearbeiten ist. Ich spreche vom Verlust meiner Sehnsucht. Der Angekommene bedarf zumindest der Sehnsucht nicht mehr, die sich auf etwas unerreichbares bezog. Ob es die Liebe ist oder die Freiheit, nach der wir uns sehnten, haben wir es bekommen – gibt es das schöne Glück der Angekommenen oft nur zu kurz. Die Perspektive hat sich gewandelt – und dem Angekommenen ist ja bei Ankunft eine lang vertraute Begleiterin abhanden gekommen, die Sehnsucht. Jetzt will gestaltend gelebt werden, was einst ersehnt wurde. Nicht jeder gelangt dann auf Du und Du mit den Realitäten.

Zu erinnern ist an Dolf Sternbergers Brief an Heinrich Böll, in dem er Bölls Staatsverdrossenheit kritisiert, ihn nach seinem nicht erkennbaren Gegenentwurf vom Staat fragt und versucht, ihm die Rolle des gegenwärtigen (auch mangelhaften) Staates positiv zu deuten – vielleicht eine Einladung in die politische Realität weg von einem Sehnsuchtsbild von Vollkommenheit.

Abschied auch von der Sehnsucht? Vielleicht von einer Sehnsucht, die uns entmächtigt. Die Realität, sei sie blutig oder

nur brüchig, bleibt immer hinter den Sehnsuchtsbildern zurück. Nicht Sehnsucht nach der Sehnsucht ist also zu wünschen. Vielmehr ein Ja zu jener Realität, die einzelne und viele aufgrund von ermächtigender Hoffnung gestalten können.

Zweierlei Abschied haben wir betrachtet, einen dritten angedeutet, nehmen wir uns Zeit zurückzuschauen auf unser Leben, erscheint es uns alles andere als selbstverständlich, daß es Fortschritt gibt, gelingendes Leben in der Welt der Unvollkommenheit.

Aber schauen wir genau hin, kehren Respekt und Freude ein darüber, was die Unvollkommenen vermögen, ermächtigen sie sich zu der ihnen möglichen Freiheit. Ich will nie verlernen so in die Welt der Politik und der Menschen zu schauen.

Wir tappen durch die Täler unserer Schwächen und irren durch die Nebel unserer Irrtümer. Je älter ich werde, desto mehr erscheint es mir als Geheimnis, daß wir Ziele erkennen und manchmal wohl auch erreichen können. Nicht immer machen wir uns der Quellen unserer Sehnsucht bewußt, als fürchteten wir die Himmel über uns und die Tiefen in uns. Und selten trauen wir den guten Kräften in uns, die zu ermächtigen vermögen, was lange ängstlich der Ohnmacht gehörte.

Manchmal befällt mich ein Alptraum: wir alle, die wir für Freiheit und Demokratie aufstanden, vergäßen unsere Siege, unsere Vollmacht, die großen Niederlagen der großen Unterdrücker.

Solchen Alptraum wehre ich mit zweierlei: mit offenen Augen, die die Siege der Menschen über ihre Unterdrücker in der Ge-

schichte suchen und mit geschlossenen Augen, die die Hoffnung herbeirufen, jene tiefe zumal, die nie nachgelassen hat, nach Freiheit zu rufen. Ihr traue ich noch viel zu. Genau wie den Menschen, die ihr angehören und – jener göttlichen Kraft, die sie in unsere ängstlichen Herzen gegeben hat.

Impressionen



Bildunterschrift ???



Bildunterschrift ???



Bildunterschrift ???

Autoren

Professor Dr. Klaus Landfried

Präsident der Hochschulrektorenkonferenz und
Vorsitzender der Dolf Sternberger-Gesellschaft e.V.

Prof. Dr. Hans Joachim Meyer

Sächsischer Staatsminister für Wissenschaft und Kunst

Dr. Bernhard Vogel

Ministerpräsident des Freistaates Thüringen und
Vorsitzender der Jury

Dr. Joachim Gauck

Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen

Bisher erschienen:

Dolf Sternberger-Preis 1992

Reden bei der Überreichung des Preises an Altbundeskanzler
a.D. Willy Brandt

Dolf Sternberger-Preis 1994

Reden bei der Überreichung des Preises an Martin Walser

Dolf Sternberger-Preis 1996

Reden bei der Übergabe des Preises an Wolfgang Schäuble

Dolf Sternberger-Preis 1998

Reden bei der Übergabe des Preises an Manfred Rommel

Dolf Sternberger-Preis
2000

Presse-Echo

Dolf Sternberger-Gesellschaft e.V.
Albert-Ueberle-Straße 9
69120 Heidelberg



Dolf Sternberger (1907-1989): Politologe, Publizist und Gelehrter

ndt0178 + pl 28: dpa 0178

Auszeichnungen/

Gauck mit Preis für die beste öffentliche Rede ausgezeichnet
(Bild geplant) *

Erfurt (dpa) - Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen Joachim Gauck, ist am Samstag mit dem Dolf Sternberger-Preis für beste öffentliche Rede des Jahres 1999 ausgezeichnet worden. Der frühere DDR-Bürgerrechtler wurde in Erfurt für die Qualität seiner politischen Rhetorik insgesamt geehrt und in Besonderen für seine Rede am 9. November 1999 im Bundestag, in der am zehnten Jahrestag des Mauerfalls den Mut der Ostdeutschen gewürdigt hatte.

"Ich habe diese Rede unter Schmerzen geboren und am vielen ungemütlicher als sonst begonnen", sagte Gauck bei der Preisverleihung. Er habe Angst gehabt, nicht die richtigen Worte zu finden. Die Ostdeutschen hätten mit ihrer Revolution nicht nur sich selbst, sondern allen Deutschen ein historisches Geschenk gemacht, hatte damals im Parlament gesagt, aber auch auf Enttäuschungen hingewiesen. "Nach der Einheit waren wir wieder Lehrlinge. Viele fühlten sich fremd im eigenen Land. Sicher erklärt sich ihre Bitterkeit auch über einen neuen Hilflosigkeit und Enttäuschung. Sie hatten das Paradies erträumt und wachten auf in Nordrhein-Westfalen."

Die Rede sei eine Wohltat gewesen, sagte Thüringens Ministerpräsident Bernhard Vogel (CDU). Gauck habe den Ostdeutschen aus dem Herzen gesprochen, ohne die Menschen in den alten Ländern den Kopf zu stoßen.

Seine Rede in der Vorkriegszeit als Pfarrer in einer Kirche vor der ersten Demonstration in Rostock sei vielleicht wichtiger gewesen als sein Beitrag im Bundestag, meinte Gauck. "Wir sagen unserer Angst Wiedersehen", sei damals der Schlüsselsatz gewesen. Der Weg in die Freiheit habe sich als lang und mühsam herausgestellt, denn sie bedeute auch Verantwortung. "Manchmal habe ich einen Albtraum: dass wir unsere Siege vergessen und die Niederlage der Unterdrückten."

Der 60-jährige Gauck scheidet am 3. Oktober aus dem Amt. Designierte Nachfolgerin ist die frühere DDR-Bürgerrechtlerin Marianne Birthler. Der Preis für öffentliche Rede wird alle zwei Jahre vergeben und ist mit 20 000 Mark dotiert. Dolf Sternberger (1907-1989) war Professor für politische Wissenschaften.

dpa vb yyth mg
15:350 Jul 00

REDEN IST GOLD

Auszeichnung für Joachim Gauck: Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen erhält am 15. Juli in Erfurt den Dolf-Sternberger-Preis für die beste öffentliche Rede des Jahres. Der Pastor aus der Hansestadt Rostock gehörte am 9. November 1999 zu den Rednern im Bundestag, die zehn Jahre nach dem Mauerfall die Zivilcourage der ostdeutschen Bürger gewürdigt hatten.

Die bisherigen Preisträger sind die Politiker Willy Brandt, Wolfgang Schäuble und Manfred Rommel sowie der Schriftsteller Martin Walser.

Findet die
richtigen
Worte: Stasi-
Beauftragter
Joachim
Gauck



Joachim Gauck

Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen ist am Samstag mit dem Dolf-Sternberger-Preis für die beste öffentliche Rede des Jahres 1999 ausgezeichnet worden. Der frühere DDR-Bürgerrechtler wurde in Erfurt für die Qualität seiner politischen Rhetorik insgesamt geehrt und im Besonderen für seine Rede am 9. November 1999 im Bundestag, in der am zehnten Jahrestag des Mauerfalls den Mut der Ostdeutschen gewürdigt hatte. „Ich habe diese Rede unter Schmerzen geboren und um vieles ängstlicher als sonst begonnen“, sagte Gauck bei der Preisverleihung. Er habe Angst gehabt, nicht die richtigen Worte zu finden. (dpa)

Joachim Gauck

Dolf-Sternberger-Preis für Redekunst

Den Dolf-Sternberger-Preis für öffentliche Rede 2000 erhält Joachim Gauck, Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR. Die Jury unter dem Vorsitz des Thüringer Ministerpräsidenten Bernhard Vogel hob besonders die Rede Gaucks zum zehnten Jahrestag des Mauerfalls am 9. November 1999 vor dem Deutschen Bundestag hervor. Der mit 20 000 Mark dotierte Preis soll Gauck am 15. Juli in Erfurt überreicht werden. Bisherige Träger des von der Heidelberger Sternberger-Gesellschaft alle zwei Jahre vergebenen Preises waren Willy Brandt, Martin Walser, Wolfgang Schäuble und Manfred Rommel.

F.A.Z.

„Keine inquisitorische Gewalt“

Im TA-Gespräch: Joachim Gauck, scheidender Bundesbeauftragter für die Unterlagen der DDR-Staatssicherheit



Joachim GAUCK (68), Bundesbeauftragter für die Unterlagen der Staatssicherheit, wird am Freitag im TA-Gespräch über seine Arbeit als Bundesbeauftragter für die Unterlagen der Staatssicherheit im Interview mit dem Thüringer Anzeiger.

Was ist Ihre Aufgabe?
Meine Aufgabe ist es, die Unterlagen der Staatssicherheit zu ordnen, zu erforschen und zu veröffentlichen. Ich möchte, dass die Menschen, die von der Staatssicherheit betroffen waren, die Wahrheit erfahren können.

Wie wird die Arbeit durchgeführt?
Die Arbeit wird in Zusammenarbeit mit den Bundesarchiven durchgeführt. Ich besuche auch Archive in anderen Ländern, um die Unterlagen der Staatssicherheit zu erforschen.

Welche Rolle spielen die Medien?
Die Medien spielen eine wichtige Rolle bei der Veröffentlichung der Unterlagen der Staatssicherheit. Ich arbeite eng mit den Medien zusammen, um die Wahrheit zu verbreiten.

Wie wird die Arbeit finanziert?
Die Arbeit wird durch den Staat finanziert. Ich bin ein hauptberuflicher Mitarbeiter des Bundes.

Wie wird die Arbeit durchgeführt?
Die Arbeit wird in Zusammenarbeit mit den Bundesarchiven durchgeführt. Ich besuche auch Archive in anderen Ländern, um die Unterlagen der Staatssicherheit zu erforschen.

Welche Rolle spielen die Medien?
Die Medien spielen eine wichtige Rolle bei der Veröffentlichung der Unterlagen der Staatssicherheit. Ich arbeite eng mit den Medien zusammen, um die Wahrheit zu verbreiten.

Wie wird die Arbeit finanziert?
Die Arbeit wird durch den Staat finanziert. Ich bin ein hauptberuflicher Mitarbeiter des Bundes.

Wie wird die Arbeit durchgeführt?
Die Arbeit wird in Zusammenarbeit mit den Bundesarchiven durchgeführt. Ich besuche auch Archive in anderen Ländern, um die Unterlagen der Staatssicherheit zu erforschen.

Welche Rolle spielen die Medien?
Die Medien spielen eine wichtige Rolle bei der Veröffentlichung der Unterlagen der Staatssicherheit. Ich arbeite eng mit den Medien zusammen, um die Wahrheit zu verbreiten.

Wie wird die Arbeit finanziert?
Die Arbeit wird durch den Staat finanziert. Ich bin ein hauptberuflicher Mitarbeiter des Bundes.

Wie wird die Arbeit durchgeführt?
Die Arbeit wird in Zusammenarbeit mit den Bundesarchiven durchgeführt. Ich besuche auch Archive in anderen Ländern, um die Unterlagen der Staatssicherheit zu erforschen.

Welche Rolle spielen die Medien?
Die Medien spielen eine wichtige Rolle bei der Veröffentlichung der Unterlagen der Staatssicherheit. Ich arbeite eng mit den Medien zusammen, um die Wahrheit zu verbreiten.

Wie wird die Arbeit finanziert?
Die Arbeit wird durch den Staat finanziert. Ich bin ein hauptberuflicher Mitarbeiter des Bundes.

Redepreis für Gauck

Berlin (Eig.-Ber.). Der politische Redner des Jahres 1999 heißt Joachim Gauck. Für seine Rede im Reichstag zum zehnjährigen Jubiläum des Mauerfalls erhält der Bundesbeauftragte für die Stasiunterlagen den Preis der Dolf-Sternberger-Gesellschaft.

Gauck geehrt für Gedenkrede

F.A.Z. ERFURT. Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen, Joachim Gauck, ist gestern mit dem Dolf-Sternberger-Preis für die beste öffentliche Rede 1999 ausgezeichnet worden. Der frühere DDR-Bürgerrechtler wurde im thüringischen Erfurt für die Qualität seiner politischen Rhetorik und insbesondere für seine Rede am 9. November 1999 im Bundestag geehrt, in der er am zehnten Jahrestag des Mauerfalls den Mut der Ostdeutschen gewürdigt hatte.

Thüringens Ministerpräsident Vogel (CDU) sagte, Gauck habe den Ostdeutschen damals aus dem Herzen gesprochen, ohne die Menschen in den alten Ländern vor den Kopf zu stoßen. Gaucks Vorgänger sind der Schriftsteller Wälsch und der frühere CDU-Vorsitzende Schäuble. Der Preis erinnert an den Politikwissenschaftler und Publizisten Sternberger.

Joachim Gauck

Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen ist am Samstag mit dem Dolf Sternberger-Preis für die beste öffentliche Rede des Jahres 1999 ausgezeichnet worden. Der frühere DDR-Bürgerrechtler wurde in Erfurt für die Qualität seiner politischen Rhetorik insgesamt geehrt und im Besonderen für seine Rede am 9. November 1999 im Bundestag, in der am zehnten Jahrestag des Mauerfalls den Mut der Ostdeutschen gewürdigt hatte. „Ich habe diese Rede unter Schmerzen geboren und um vieles ängstlicher als sonst begonnen“, sagte Gauck bei der Preisverleihung. Er habe Angst gehabt, nicht die richtigen Worte zu finden. (dpa)

Guten Morgen!

Viele fühlten sich fremd im eigenen Land. Sie hatten vom Paradies geträumt - und wachten auf in Nordrhein-Westfalen...

Joachim Gauck im Bundes-tag, zum zehnten Jahrestag des Mauerfalls. Besonders für diese große Rede erhielt er jetzt in Erfurt den Dolf-Sternberger-Preis.

„Diese Rede war eine Wohltat“, sagte Ministerpräsident Bernhard Vogel bei der Verleihung des Preises, „weil sie den Ostdeutschen aus dem Herzen sprach, ohne Menschen der alten Länder vor den Kopf zu stoßen.“

„Nur Abscheu und Verlogenheit“ äußerte Sachsens Kunstminister Joachim Meyer, als er dagegen in seiner Laudatio an Redner wie Ulbricht und Honecker erinnerte, „die hitos waren gegen Herausforderungen, denen mit Gewalt nicht beizukommen war.“

Der Preisträger selbst sprach über den „Abschied von der Angst“, den er 1989 als Pfarrer in Rostock predigte. Seine Sorge heute sei, „dass wir unseren großen Sieg vergessen - und die große Niederlage der großen Unterdrückter“.

„Auch Reden können Taten sein“, sagte der Politik-Wissenschaftler Sternberger (1907-1989). Einer seiner Studenten: Vogel. In dessen Staatskanzlei wurde Gauck geehrt. Sie gedieh in wenigen Jahren zum kulturellen Zentrum in Erfurt. Auch das ist ein Erfolg der Wende. AM

**Eine erfolgreiche Woche
wünscht BILD Thüringen**

Eine Wohltat für den Osten

Rhetorik-Preis an Joachim Gauck

Erfurt. (dpa/tiz) Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen, Joachim Gauck, ist mit dem Dolf Sternberger-Preis für die beste öffentliche Rede des Jahres 1999 ausgezeichnet worden. Der frühere DDR-Bürgerrechtler wurde am Wochenende in Erfurt für die Qualität seiner politischen Rhetorik geehrt. Insbesondere seine Rede anlässlich des zehnten Jahrestages des Mauerfalls am 9. November 1999 im Bundestag wurde gewürdigt.

„Ich habe diese Rede unter Schmerzen geboren und um vieles ängstlicher als sonst begonnen“, sagte Gauck bei der Preisverleihung. Er habe Angst gehabt, nicht die richtigen Worte zu finden. Die Ostdeutschen hätten mit ihrer Revolution nicht nur sich selbst, sondern allen Deutschen ein historisches Geschenk gemacht, hatte er damals im Parlament gesagt, aber auch auf Enttäuschungen hingewiesen: „Nach der Einheit waren wir wieder Lehrlinge. Viele fühlten sich fremd im eigenen Land. Sicher erklärt sich ihre Bitterkeit auch aus einer neuen

Hilflosigkeit und Enttäuschung. Sie hatten das Paradies erträumt und wachten auf in Nordrhein-Westfalen.“

Diese Rede sei eine Wohltat gewesen, sagte Thüringens Ministerpräsident Bernhard Vogel (CDU). Gauck habe den Ostdeutschen aus dem Herzen gesprochen, ohne die Menschen in den alten Ländern vor den Kopf zu stoßen.

Seine Rede als Pfarrer in einer Kirche vor der ersten Demonstration zu Wendezeiten in Rostock sei vielleicht wichtiger gewesen als sein Beitrag im Bundestag, meinte Gauck. „Wir sagen unserer Angst auf Wiedersehen“, sei damals der Schlüsselsatz gewesen. Der Weg in die Freiheit habe sich als lang und mühsam erwiesen, denn sie bedeute auch Verantwortung. „Manchmal habe ich einen Albtraum: dass wir unsere Siege vergessen und die große Niederlage der Unterdrückter.“

Der 60-jährige Gauck scheidet am 3. Oktober nach zehn Jahren aus dem Amt. Designierte Nachfolgerin ist die frühere Bürgerrechtlerin Marianne Birthler.



Ehrung für Gauck. Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen, Joachim Gauck, ist am Sonnabend in Erfurt mit dem Dolf-Sternberger-Preis für die beste öffentliche Rede des Jahres 1999 ausgezeichnet worden. Der frühere DDR-Bürgerrechtler wurde für die Qualität seiner politischen Rhetorik insgesamt geehrt und im Besonderen für seine Rede am 9. November 1999 im Bundestag, in der er am zehnten Jahrestag des Mauerfalls den Mut der Ostdeutschen gewürdigt hatte. Bild: dpa

Joachim Gauck mit Sternberger-Preis geehrt

Auszeichnung für beste öffentliche Rede

Erfurt (dpa). Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen, Joachim Gauck, ist mit dem Dolf Sternberger-Preis für die beste öffentliche Rede des Jahres 1999 ausgezeichnet worden. Der frühere DDR-Bürgerrechtler wurde am Samstag in Erfurt für die Qualität seiner politischen Rhetorik insgesamt geehrt und im Besonderen für seine Rede am 9. November 1999 im Bundestag, in der er am zehnten Jahrestag des Mauerfalls den Mut der Ostdeutschen gewürdigt hatte.

„Ich habe diese Rede unter Schmerzen geboren“, sagte Gauck bei der Preisverleihung.



Joachim Gauck (Foto: dpa)

Der 60-jährige Gauck scheidet am 3. Oktober nach zehn Jahren aus dem Amt.

Gauck ist bester politischer Rhetoriker

Sternberger-Preis für Bundestagsrede

Erfurt (dpa). Der Bundesbeauftragte für die Staat-Lieferungen, Joachim Gauck, ist mit dem Doif Sternberger-Preis für die beste öffentliche Rede des Jahres 1999 ausgezeichnet worden.

Der frühere DDR-Bürgerrechtler wurde in Erfurt für die Qualität seiner politischen Rhetorik insgesamt geehrt und im Besonderen für seine Rede am 3. November 1999 im Bundestag, in der am zehnten Jahrestag des Mauerfalls den Mut der Ostdeutschen gewürdigt hatte. „Ich habe diese Rede unter

Schwärzen geboren und um vieles angereicher als sonst bekommen“, sagte Gauck bei der Preisverleihung. Er habe Angst gehabt, nicht die richtigen Worte zu finden. Die Ostdeutschen hätten mit ihrer Revolution nicht nur sich selbst, sondern allen Deutschen ein historisches Geschenk gemacht, habe er damals im Parlament gesagt, aber auch auf Enttäuschungen hingewiesen: „Nach der Einheit sauren wir wieder Lebkügelchen. Viele fühlen sich fremd im eigenen Land. Sicher erklärt sich ihre Bitterkeit auch aus einer neuen Hilflosigkeit und Enttäuschung. Sie hatten das Paradies erträumt und wählten auf in Nordfeld-Weidatal.“

Die Rede sei eine Wucht gewesen, sagte Thüringens Ministerpräsident Bernhard Vogel (CDU). Gauck habe den Ostdeutschen aus dem Herzen gesprochen, ohne das Menschen in dem alten Landern vor den Kopf zu stoßen. Seine Rede in der Weidenzeit als Pläne in einer Kirche vor der ersten Demonstration in Bismark sei viel leichter vorgetragen gewesen, als sein Beitrag im Bundestag, meinte Gauck. „Wir sagen unserer Angst auf Weidenzeiten“ sei damals der Schlüsselwitz gewesen. Der Weg in die Freiheit habe sich ab lang und mühsam herausgestellt, denn sie bestehe auch Verantwortung. „Manchmal habe ich einen Abzamm-

das wir unsere Siege vergessen und die Niederlage der Unterrückter.“

Der 60-jährige Gauck schreibt am 3. Oktober aus dem Amt frühere DDR-Bürgerrechtlerin Margarete Bihlitz. Der Preis für öffentliche Rede wird alle zwei Jahre vergeben und ist mit 20 000 Mark dotiert. Doif Sternberger (1907-1989) war Professor für politische Wissenschaften.

Bester Redner



Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen, Joachim Gauck (dpa-Foto), ist mit dem Dolf-Sternberger-Preis für die beste öffentliche Rede des Jahres 1999 ausgezeichnet worden. Der frühere DDR-Bürgerrechtler sprach anlässlich des 10. Jahrestages des Mauerfalls im Bundestag. Geehrt

wurde er gestern in Erfurt.



Rednerpreis für Gauck

Mit dem Dolf-Stemberger-Preis für die beste politische Rede des Jahres 1999 wurde der scheidende Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen und künftige TV-Moderator, Joachim Gauck, in Erfurt geehrt. Die Jury, der Thüringens Ministerpräsident Bernhard Vogel (CDU) vorstand, würdigte die Ansprache Gaucks am 9. November im Bundestag. TA-Foto: P. RIECKE